

Renate Matthaei

Sulpiz Boisserée und die Vollendung des Kölner Doms



Eine Biographie

Im Jahre 1808, mit 24 Jahren, beschloss Sulpiz Boisserée (1783-1854), Kaufmannssohn aus Köln, sein Leben der Vollendung des Kölner Doms zu widmen. Ein aberwitziges Unternehmen: Köln war eine französische Stadt, der Dom eine nahezu verwahrloste Ruine, die Gotik verachtet...

Aber Boisserée gelang es, Goethe als Unterstützer für sein Vorhaben zu gewinnen, den 19-jährigen preußischen Kronprinzen 1813 für den Kölner Dom zu begeistern, mit Schinkel 1816 den Weiterbau zu planen und schließlich 1842 Berater des Königs Friedrich Wilhelm IV. bei der Vollendung des Kölner Doms zu werden. Seine »verrückte« Idee war Wirklichkeit geworden.

Wie das möglich war und gleichzeitig der Kölner Dom in den Turbulenzen der Zeit immer mehr zum Politikum der Deutschen wurde, erzählt diese Biographie, die ein Licht wirft auf eine der ungewöhnlichsten und erfolgreichsten Bürgerinitiativen.

Renate Matthaei, geb. 1928 in Köln, promovierte in Germanistik und Geschichte. Verlagslektorin, Herausgeberin und Autorin. Zuletzt erschienen: *Matronen, heilige Jungfrauen und wilde Weiber. Zur Geschichte der Weiberfastnacht in Köln* (Weilerswist, 2001) und *Der kölsche Jeck. Zur Karnevals- und Lachkultur in Köln* (Köln, 2009)

Inhaltsverzeichnis

I

Eine Vision

Im »Hamburger Teewasser« 1798–1800

Reise in die Romantik 1803–1804

Der Schatz im Trödel 1804–1808

Krise und Aufbruch 1808–1810

II

Eine »Freie allgemeine Gesellschaft altdeutscher Bildung« 1810

In der Höhle von Weimar 1811

Irritationen 1811–1813

Heidelberg: Die Sammlung als nationales Ereignis in schwieriger Zeit 1812

Das Heerlager der Großen und die verlorene Mission 1813

III

»Das glückliche Jahr vierzehn« 1814

Mit Goethe auf der Gerbermühle 1815

Schinkel in Heidelberg 1816

Mathilde 1817

Rekonvaleszenz und Neubeginn 1818

IV

Stuttgart. Das »Volk« entdeckt die alte Kunst 1819-1820

Paris: »Das ist ein Werk das Europa Ehre macht« 1821

In »Bleikammern« gefangen 1822

»... unter allen Widerwärtigkeiten immer noch die Lust zu neuen Unternehmungen« 1823-1825

V

Der Weg nach München 1826-1827

Leben ohne Mission 1828-1829

Berlin: Ein schwerer Gang 1830-1834

Endlich ein Amt... 1835-1836

Die Kur: Italienreise 1836-1839

VI

Friedrich Wilhelm IV: Der Kölner Dom wird vollendet
- »Alaaf Kölle!« 1839-1842

Nah am Dom: Im Getümmel der Mitkämpfer 1843-1847

Domjubiläum und die Turbulenzen der Revolution 1848

Die große Dankbarkeit 1849-1854

Verzeichnis der Briefe

Quellen- und Literaturverzeichnis



Sulpiz Boisserée
Zeichnung (1822) von Carl Joseph Begas

I

Eine Vision

Sulpiz Boisserée war 24, als ihn eine leidenschaftliche Idee erfasste: er wollte sein Leben der Vollendung des Kölner Doms widmen. Man kann auch sagen, er hatte eine »Vision«. Mitten in einer tiefen Krise, die sich zu einer Zäsur seines Lebens auswuchs, geriet er, wie er später berichtete, in einen lang anhaltenden »Zustand von Schwärmerei und Verzückung«. »Alle Tage« musste er einen Monat lang »eine Herzenergießung« aufschreiben. Das endete schließlich in einem Versuch, »die Vollendung des Kölner Doms seiner hohen Bedeutung nach« in »poetischer Prosa« darzustellen.

Dieser ekstatische Entwurf wurde für Boisserée zur Leitvorstellung und sollte sein Leben verändern. In die Realität der damaligen Zeit passte er allerdings schlecht. Köln war 1808 nicht mehr die freie Reichsstadt. 1794 hatten die französischen Revolutionstruppen die Stadt besetzt, 1801 wurde sie Teil Frankreichs. Mit der Säkularisation war das Erzbistum Köln mitsamt dem mächtigen Domstift verschwunden und die Kölner Kirche dem Bistum Aachen zugeschlagen worden. Der Dom, seit Jahrhunderten Bauruine, aber mit seinem vollendeten Chor bisher Mittelpunkt glanzvollen kirchlichen Lebens, diente jetzt nur noch als Pfarrkirche. Auch die Kölner selbst hatten anderes im Kopf als den Weiterbau des Doms. So sehr sie viele der Zeremonien, Prozessionen und Bräuche der alten Kirche vermissten, über die Aufhebung der reichen Klöster, Stifte, Abteien und das neue Pfarrsystem lassen sich den Quellen keine Klagen entnehmen. Fast die Hälfte des Kölner Stadtgebiets hatte der Kölner Geistlichkeit gehört, inklusive der damit verbundenen wirtschaftlichen und ständischen

Rechte. Das war vorbei, und die Kölner waren wendig genug, den Vorteil für sich zu erkennen. Kirchen, von denen die Stadt seit dem Mittelalter voll war, wurden ohne Sentimentalität abgerissen. Allein 9 davon sah Sulpiz Boisserée mit eigenen Augen untergehen. Noch 1814 erlebte er, wie »der schönste Teil von Gereons Umgang« zerstört wurde, weil die »Kirchmeister diesen schönen Kreuzgang verkauft hatten«, um dem Pastor »ein neues Haus zu bauen«. Die meisten Kölner, einschließlich der Geistlichkeit, handelten pragmatisch, wenn sie einen wirtschaftlichen Gewinn sahen. Nur in ihrem karnevalistischen Jeckentum beweinten sie den Verlust der vertrauten »Altertümcher«.

Nun aber zum Dom, den Boisserée zu vollenden beschlossen hatte. Dieses Prachtstück einer ehemaligen erzbischöflichen Residenz, von Erzbischof Konrad von Hochstaden 1248 als macht- und glanzvollster Kirchenbau geplant zum Ruhme der Heiligen Drei Könige, deren Gebeine sein Vorgänger Rainald von Dassel 1164 aus Mailand nach Köln gebracht hatte, war inzwischen von der Natur und den Menschen vereinnahmt worden. Ernst Weyden, ein Kölner Zeitgenosse Boisserées, hat davon in seinem Buch *Köln am Rhein um 1810* ein anschauliches, mit Kölner Humor gewürztes Bild gegeben: »Rings um den Bau des Domes drängen sich Häuser und Häuschen aller Gattungen, selbst an die Südseite ist noch ein Kirchlein, die Hofpfarrkirche St. Johann, angeklebt, als hätte man sich der Schmach des hohen Baues in seinem Verfall geschämt. Gleich Schwalbennestern sind Hütten und Gademen, wo Rosenkränze, Dreikönigenbriefchen, Hubertusriemchen und Heiligenbilder verkauft werden, dem gewaltigen Torso, wie zum Spotte, angeheftet, zwischen seine Grundpfeiler eingezwängt, sogar auf dem Stumpfe des nördlichen Turmes baut sich eine Wohnung ...«. Auch dem üppigen Pflanzenwuchs auf dem Dom widmet sich Weyden ausführlich: die »von der Wut der Stürme zerrissenen und

zerbröckelten Pfeiler, Fialen und Laubkreuze sind mit Gräsern und Schmarotzerpflanzen überzogen, durch bunte Moosdecken gefärbt ... aus allen Ritzen und Fugen wuchern Sträucher und Büsche, wilde Rosen, selbst stämmige Mispelbäume. Reiches Pflanzenleben schlingt seine lebensfrischen Gewinde um alle Teile des hohen Werks, dessen Heiligkeit die Menge so wenig achtet, so wenig ehrt, welches sie in seiner nächsten Umgebung dergestalt verunreinigt, dass es an manchen Stellen eine Kunst, ja eine Unmöglichkeit ist, sich dem Dome zu nähern«.

Es spricht für sich, dass der französische Präfekt, der selber in Aachen residierte, in den 1790er Jahren diese »partie honteuse« der Stadt mit »italienischen Pappeln umpflanzen« wollte, um sie unsichtbar zu machen. Die »Egalitätsmänner« waren ohnehin dafür, den Dom abzureißen. Als »Fourageplatz« für die Pferde und als Lazarett war das Dominnere dann schließlich immer noch gut genug. Über all das verliert Boisserée bei seinem kühnen Entschluss kein Wort. Er wusste, es hätte nichts gebracht, die Verachtung der Gotik war allgemein. Auch der ästhetische Geschmack der Gebildeten war nicht auf seiner Seite. Die Baukunst der Gotik mit ihren Repräsentanten, den Kirchen und Domen wurde weitgehend übersehen oder abgelehnt. Gotischer Stil gehörte zum kulturellen Gerümpel, gerade gut genug, um als kuriose Nachbildung in Parks und Gärten zitiert zu werden. Der überladene Zierrat, das wuchernde Nach-oben-Streben waren dem klassizistisch geformten Bedürfnis der feineren Gesellschaft fremd. Winckelmann hatte mit seinen Werken über die antike Kunst das Ideal für Kunst und Architektur vorgegeben: »Edle Einfachheit, stille Größe«. Goethe und Schiller waren ihm in ihren kunsttheoretischen Arbeiten und gemeinsamen Schriften gefolgt und hatten die Forderung nach »Schönheit« in Maß und Harmonie zur Orientierung des klassischen Zeitalters gemacht.

Doch Boisserée wusste, dass sich Geschmack ändern ließ. Er hatte es an sich selbst und anderen erlebt. Es gab neue Wahrheiten, für die man die Augen öffnen musste. Vieles war im Fluss. Man konnte in den Umbrüchen der Zeit auch für das »Unmögliche« die Initiative ergreifen. Die Französische Revolution lehnte er ab, aber sie wirkte in ihren Folgen auch in ihm nach. »Es realisieren sich Dinge«, hatte Novalis 1794 an Friedrich Schlegel geschrieben, »die vor 10 Jahren noch ins philosophische Narrenhaus verwiesen wurden«. Auch Boisserées Absicht schien närrisch zu sein.

Im »Hamburger Teewasser« 1798 - 1800

Sulpiz Boisserée war als Kaufmannssohn für eine solide kaufmännische Laufbahn bestimmt. Sein Vater, Nicolas Boisserée, war aus dem Lütticher Land zugewandert, um in Köln das Handelsgeschäft seines Onkels Nicolas de Tongre zu übernehmen. Seine Mutter Maria Magdalena stammte ebenfalls aus einer weitverzweigten Kaufmannsdynastie. Sie war eine geborene Brentano, verwandt mit den Brentanos in Frankfurt, der Familie von Clemens und Bettina Brentano. Ihr Großvater Joseph Brentano war 1712 Bürger von Köln geworden. Nach dem frühen Tod der Eltern – Sulpiz, geboren 1783, war sieben, als seine Mutter starb, neun, als er den Vater verlor – übernahm die couragierte Großmutter die Verantwortung für das Geschäft und die 10 Kinder der Familie. Auch sie, eine geborene Mültgens, kam aus einem alten Kölner Kaufmannsgeschlecht, das »zu den geachtetsten des Kaufmannsstandes gezählt wurde«. Die Umsicht, mit der sie nach Boisserées Schilderung ihre Entscheidungen traf, lässt das Selbstbewusstsein der Kölner Frauen erkennen, die schon im Mittelalter in Sachen Führung und Gründung von Geschäften die gleichen Rechte wie die Männer gehabt hatten.

Mit 14 Jahren trat Sulpiz in das väterliche »Comptoir« ein. Bis dahin hatte er eine sorgfältige humanistische Ausbildung erfahren, erst bei geistlichen Privatlehrern, dann auf dem Gymnasium. Während des Einzugs der Franzosen 1794 wurden er und sein zwei Jahre jüngerer Bruder Melchior tagsüber in ein »Silentium« geschickt, wo ein Professor des unteren Gymnasiums sie auf den Schulübergang vorbereitete. Kurz vorher hatten ihm die Emigranten aus Brabant, die vor den Revolutionstruppen geflohen waren, einen weiteren Bildungsvorteil gebracht. Er bekam

»ordentlichen« Französischunterricht bei einem französischen Geistlichen, der mit ihm u.a. den *Telemaque* las. Damit hatte er für einen angehenden Kölner Kaufmann eine gute Standardbildung. Erstaunt liest man auch in seinen *Fragmenten einer Selbstbiographie*, dass er mit 11 Jahren einen Schulpreis erhielt, das »in rotes Leder mit Golddruck und Schnitt« gebundene Buch eines jüdischen Aufklärers aus Berlin: Moses Mendelssohns *Phaidon, über die Unsterblichkeit der Seele*. Offenbar ließ das klerikale Schul- und Bildungssystem, das in Köln seit Jahrhunderten unverändert geblieben war, über die altphilologische Tradition philosophische Interpretationen zu und gab sie an die jüngere Generation weiter. Jahre später, als Boisserée in Paris Dorothea Veit, die Tochter von Moses Mendelssohn und Lebensgefährtin von Friedrich Schlegel kennenlernte, erinnerte er sich an dieses »Preisbuch« und daran, dass »wir schon von der Schule her gewöhnt waren, diesen weisen Mann hochzuschätzen«.

Als Sohn des Hauses ließ sich das Comptoir-Leben in Köln aushalten. Man beriet ihn wohlwollend und gab ihm viel Zeit für seine »Liebhabereien«, zu denen vor allem das Lesen gehörte. Er las bunt durcheinander, was ihm an gängiger Lektüre in die Finger kam. Anspruchsvoller wurde es erst, als er sich mit dem gleichaltrigen Nachbarssohn Schüll befreundete. Mit ihm erwachte seine literarische Neugier, sie lasen zusammen Jean Paul und besorgten sich die Übersetzungen von Shakespeare.

Alles schien nach Wunsch zu gehen. Im nächsten Jahr beschloss die Familie jedoch, Sulpiz zur Weiterbildung auf ein Comptoir in Hamburg zu schicken. Dieser Wechsel hatte unerwartete Folgen. Hamburg war damals eine Stadt voll kultureller Energie. Es hatte eine Oper und ein Theater, das über die Stadt hinauswirkte. An dieses Deutsche Nationaltheater war 1767 Lessing als Dramaturg berufen worden. Hier schrieb er seine neue Maßstäbe setzende *Hamburger Dramaturgie*. Im Gegensatz zu Köln, wo die

wirtschaftliche Entwicklung seit dem Niedergang der Hanse im 17. Jahrhundert stagnierte, hatte sich Hamburg als Hansestadt behauptet und eine Bürgerschaft hervorgebracht, die an literarischen und theoretischen Strömungen intensiv teilnahm. Eines der Zentren solcher Interessen war die Lesegesellschaft um den Arzt J.A. Heinrich Reimarus. An seinen Teeabenden versammelte sich, so Boisserée, »immer ein Kreis von ausgezeichneten Männern und Frauen«, darunter auch der »ehrwürdige Klopstock«. An diesem Teetisch durfte auch der 15-jährige Sulpiz teilnehmen.

Solche Lesegesellschaften waren damals Knotenpunkte des gesellschaftlichen Diskurses. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hatten sie sich in ganz Europa verbreitet. Die Buch- und Zeitschriftenproduktion war gewachsen und mit ihr die Neugier des Publikums auf literarische und publizistische Aktualitäten. Gleichgesinnte trafen sich in Gruppen, kauften gemeinsam die Lektüre, um sie anschließend zu lesen und zu diskutieren. Allein in Deutschland gab es mehr als 300 dieser inoffiziellen Leseeinrichtungen. Eine der bekanntesten war die von Reimarus. Auch Goethe kannte sie und war später beeindruckt, dass Boisserée »zwei Jahre in dem Hamburger Teewasser gelebt hatte«. Er selber hatte das »auf interessante Menschen erpichte Reimarussche Wesen immer gemieden«. Umso erstaunlicher, dass ein Fünfzehnjähriger Zugang zu dieser exklusiven Lesegemeinde hatte. Zumal nach den Statuten der Lesegesellschaften selbst »Studierende« keine Aufnahme fanden. Aber der junge Boisserée hatte zwei Fürsprecher: Sieveking, ein langjähriger Freund der Familie Boisserée, und Karl Friedrich Reinhard, der damals französischer Gesandter in Hamburg war. Beide waren mit Reimarus verwandt, und beide fühlten sich den Boisserées verpflichtet. Kurz vorher hatte Reinhard über Sieveking seinen Bruder Christian, der als Professor an der

Zentralschule nach Köln kam, »dringend« an das Haus Boisserée empfohlen, und er war dort »auf das freundlichste« aufgenommen worden. Die Reimarus-Familie erwiderte das mit der gleichen Freundlichkeit. Im darauffolgenden Jahr zog Sulpiz zu der Schwester von Reimarus, wodurch er »dann ganz Hausgenosse der ausgezeichneten Familie« wurde.

Die Reimarus-Runde wurde für Boisserée zum großen Bildungserlebnis. Das Bedürfnis, in engem Kontakt mit geistig anregenden Menschen zu sein, sollte ihn seitdem nie mehr verlassen und seinen künftigen Lebensstil bestimmen. Er geriet in seiner Lesegruppe gleich in eine für Deutschland epochale Diskussion: die Auseinandersetzung zwischen Klassik und Romantik. Gerade waren zwei neue interessante Zeitschriften erschienen, die *Propyläen*, herausgegeben von Goethe und Schiller, und das *Athenäum*, von den Brüdern Friedrich und August Wilhelm Schlegel nicht nur ediert, sondern auch überwiegend selber geschrieben. Während Goethe mit den *Propyläen* den »modernen Künstlern« einen Weg weisen wollte, »vom Gestaltlosen zur Gestalt zu gelangen« und Schiller sogar von einem »Kanon für die Kunst« träumte, der »gewisse Wahrheiten, die regulativ für die Künstler sind ... in runden und gediegenen Formeln« festlegen sollte, forderten die jungen Vertreter der Frühromantik mit ihrem Kunstkonzept gerade das Gegenteil. Vor allem Friedrich Schlegel, der 26-jährige, wollte die Kunst in Bewegung setzen, ihre Grenzen ins Universelle erweitern und den »poetischen Realismus« zu einer progressiven Vielfalt der Formen und Gegenstände machen. Schiller reagierte verletzt und schrieb nach der ersten *Athenäum*-Ausgabe an Goethe: »Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende, einseitige Manier physisch wehe«. Der Kampf der Richtungen war angesagt. Auch in der Hamburger Lesegemeinde lehnte man die »groben Witze des *Athenäums* gegen Wieland, Voß ... Wilhelm von Humboldt und andere« entschieden ab. »Hier galt noch der

deutsche Parnaß«, schreibt Boisserée, und damals schloss er sich diesem Urteil uneingeschränkt an. Hamburg hatte für den neugierigen Kölner noch eine weitere Attraktion. Bei Reimarus lernte er den Buchhändler Fridrich Perthes kennen, der 1796 die erste Sortimentsbuchhandlung in Deutschland eröffnet hatte. Große helle Räume »mit Regalen, auf denen wohlgeordnet und gebunden ein umfassendes Büchersortiment« stand, »das Neueste und Beste in der Literatur«. Bis dahin gab es nur die antiquarischen Bücher gebunden, die neuen wurden ungebunden in Bogen angeboten und mussten anschließend beim Buchhändler gebunden werden. Jetzt konnte Boisserée in der Bücherfülle herumgehen, stöbern, lesen, sich informieren. In bester Gesellschaft unter lauter »Lern- und Wissbegierigen«, die von Perthes kenntnisreich beraten wurden. Das half vor allem ihm, dem »Unmündigen«, der in Perthes den »sicheren Führer in die Literatur« fand.

Ins Handelsbüro ging Boisserée selten, es gab wenig zu tun. Das Geschäft war neu, der Vorsteher viel unterwegs, die jungen Leute im Comptoir blieben oft sich selbst überlassen. Trotzdem gab er sich mit seiner Kaufmannsausbildung Mühe. Er nahm Privatstunden in Mathematik, besuchte Handelscollegien und hörte Physik. Als persönliches »Vergnügen« leistete er sich Unterricht im Architekturzeichnen. Insgesamt beschäftigte er sich am liebsten außerhalb des Büros. Deshalb traf es ihn nicht sehr, als das Geschäft schon 1799 wegen der Kontinentalsperre ins Wanken geriet und ein Jahr später zusammenbrach. 1800 musste er nach Köln zurück und bedauerte nur eins: den »großen geistigen Verkehr«, dessen »ganzen Wert« er für sich erkannt hatte, aufgeben zu müssen.

Reise in die Romantik 1803 - 1804

Die Rückkehr in den Kölner Alltag war schwierig. Die Stadt kam Boisserée »öde« vor. Wahrscheinlich war sie das schon vorher gewesen, aber erst jetzt, im Vergleich mit der lebendigen Handelsstadt Hamburg, musste er sich eingestehen, dass die »längst verödete alte Reichsstadt« nun auch noch zu einer »französischen Provinzialgrenzstätte herabgesunken« war. Köln war an Anregung und Abwechslung noch ärmer geworden. Die ständische Festgesellschaft mit den mehreren hundert kirchlichen und städtischen Feiern, die die Stadt als Gemeinschaft zusammengebracht hatten, war von den Franzosen aufgelöst worden. Neues war nicht an ihre Stelle getreten. Auch die Universität, die Impulse der Erneuerung an die Stadt hätte weiterleiten können, gab es seit 1798 nicht mehr. Die Selbstorganisation der Bürger in Gesellschaften und Vereinen, die sich später so zahlreich in Köln ausbreiten sollte, hatte noch nicht begonnen. Ein schmerzlicher Verlust kam hinzu: während Boisserées Abwesenheit war sein Freund und Lesepartner Schüll gestorben. Boisserée fühlte sich in dem »beschränkten Verhältnis« allein, auch das »Einerlei« in dem sonst so gemütlichen Familienkreis ging ihm auf die Nerven.

Die älteren Brüder versuchten, ihm den Übergang zu erleichtern. Sie räumten ein paar Zimmer in einem alten Gartenhaus frei, in die er sich mit seinen Studien zurückziehen konnte. Mit Perthes, der ihm »ausgesuchte Lektüre« schickte, hielt er engen Kontakt. Auch an seine Gesundheit wurde gedacht: ein Reitpferd sollte Bewegung und Zerstreuung verschaffen. Doch es half nichts, im Winter, als Boisserée die Lage als besonders drückend empfand, brach ein altes Leiden aus - ein

Flechtausschlag, der ihn schon in der Kindheit gequält hatte und ein Symptom einer ihn immer wieder heimsuchenden Verstimmung blieb. Gleichzeitig flüchtete sich seine Unruhe in die Fantasie. Er träumte von einem Leben in England, von großen Seereisen, von einer großartigen Veränderung jenseits der tristen Realität.

Tatsächlich ließ der Moment, der sein Leben in eine völlig neue Richtung lenken sollte, nicht lange auf sich warten. Köln hatte keine Sortimentsbuchhandlung, wohl aber Buchbindereien. Nach der Ostermesse trafen die literarischen Neuerscheinungen ein, um in der Buchbinderei zum Lesen »handbar« gemacht zu werden. Hier begegnete Boisserée eines Tages Johann Baptist Bertram, einem Jurastudenten, der ihn durch sein lebhaftes Benehmen und seine »geistreichen, oft kühnen Äußerungen über Literatur« sofort fesselte. Der Umgang mit älteren Männern, von denen er lernen konnte, war ihm vertraut. Aber noch nie hatte er einen jüngeren Mann (Bertram war damals 26) kennengelernt, der mit so viel Geist, Bildung und Überzeugungskraft sprach wie Bertram. Sofort zeigte sich, dass sie aus verschiedenen literarischen Lagern kamen. Bertram sprach mit Begeisterung von den Brüdern Schlegel, Boisserée, ganz Hamburger Schule, berief sich auf die Klassik Goethes und Schillers. Aus diesem Streit entwickelte sich ein Dauergespräch und sehr bald eine folgenreiche Freundschaft.

Bertram hatte in Erlangen Jura studiert und nebenher Vorlesungen über Kant und Fichte gehört. Er war ganz auf der Höhe des philosophischen Disputs und wusste von seinen Studien und dem Studentenleben so lebendig zu erzählen, dass etwas in Boisserée in Bewegung kam. Hatte er sich für den falschen Beruf entschieden? Er wusste, die trockene kaufmännische Arbeit lag ihm nicht, er wollte die geistige Auseinandersetzung, irgendeine Art wissenschaftlicher Tätigkeit. Bertram redete ihm zu, für ein Studium sei es mit seinen 19 Jahren noch nicht zu spät.

Boisserée geriet in einen heftigen inneren Zwiespalt. Dann entschloss er sich, den Beruf aufzugeben und zu studieren. Über die Kämpfe, die anschließend in seiner Familie ausbrachen, gibt er nur spärlich Auskunft. Die Brüder waren enttäuscht, sie hatten mit seiner Mitarbeit im väterlichen Geschäft gerechnet, er hatte einen »guten Anlauf« gemacht und nun die Ungewissheit einer Laufbahn, deren Erfolg man nicht berechnen konnte. Schließlich gab die Entscheidung der Großmutter den Ausschlag. Sie besprach sich mit dem Mitvormund, einem Kölner Rechtsgelehrten, und beide gaben ihre Zustimmung. Er konnte studieren.

Von jetzt ab beschleunigten sich die Ereignisse. Bertram war, bewusst oder unbewusst, der Initiator. Boisserée wollte im Herbst 1803 in Jena studieren, Bertram hatte vor, ihn zu begleiten. Inzwischen war auch Melchior von Bertram beeindruckt. Er interessierte sich für Naturwissenschaften und hatte an der Zentralschule die Fächer Mathematik, Physik und Chemie gewählt. Er war damals gerade 17, und Literatur und Philosophie waren ihm weitgehend fremd. Bertram gelang es jedoch, das in kurzer Zeit zu ändern. Mit seinem ganzen pädagogischen Eifer gewann er Melchior für all die Ideen und Fragen, die ihn und Sulpiz umtrieben. Das war der erste Schritt zu einer ungewöhnlichen Dreiergemeinschaft, von der die Beteiligten damals noch nichts wussten.

Bertram war es auch, der vor dem Aufbruch nach Jena eine »kühne« Idee hatte: Sulpiz und er sollten vorher noch eine kurze »Ferienreise« nach Paris machen. Sulpiz war sofort dafür, Melchior wurde beredet mitzukommen. Paris, die »neue Weltstadt«, war damals begehrtestes Reiseziel, ein Muss vor allem für Künstler und Kunstinteressierte. Das Louvre-Museum zeigte zum ersten Mal die während der Revolution und unter Napoleon geraubten Kunstwerke, darunter die berühmtesten Gemälde aus Italien und den Niederlanden. Die alte religiöse Kunst, die vorher an den verschiedensten Orten in Europa verteilt gewesen war,

konnte jetzt in großer Übersicht an einem Platz besichtigt werden. Zusätzlich lockte nach Paris, dass sich Friedrich Schlegel dort seit über einem Jahr aufhielt. Er hatte als erster die entführten Gemälde, darunter auch einige altdeutsche Werke, in der neuen, von ihm redigierten Zeitschrift *Europa* beschrieben. In seiner komplexen Darstellung, die Historisches, Theoretisches und Ästhetisches verband, gab er den Bildern den Glanz eines völlig neuen Interesses. Boisserée war darauf inzwischen bestens vorbereitet. Er hatte, angeregt von Bertram, Wackenroders *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* und Tiecks *Franz Sternbalds Wanderungen* gelesen. Beide Werke, die ersten »romantischen«, 1797 und 1798 erschienen, kamen spontan seinen eigenen Gefühlen entgegen. Sie entdeckten die Kunst und Architektur des deutschen Mittelalters neu, eingehüllt in den Nimbus eines religiös getönten Überschwangs. Wackenroder und Tieck hatten gemeinsam in Erlangen und Göttingen studiert und auf ihren Wanderungen den Reiz der in ihre Vergangenheit versunkenen Städte erlebt. Der wird für sie zum Auslöser eines Mythos der »goldenen Zeit«, mit Nürnberg und Dürer, dem »außerordentlichen Geist«, in dem »Kunst und Religion« sich vereinigen, als Mittelpunkt.

Auch Köln war in großen Teilen noch eine mittelalterliche Stadt, und die eigentümliche Mischung von Enge und monumentaler Größe hatte Boisserée schon als Kind erlebt und seine Aufmerksamkeit für die »großartigen Kirchen, namentlich den Dom« erregt. Die »öde« Stadt hatte auch diese Seite, und es muss ihn tief berührt haben, dass Ludwig Tieck in seinem *Sternbald* den Bildhauer beim Anblick des Straßburger Münsters sagen lässt: »... ich knie in Gedanken vor dem Geiste nieder, der diesen allmächtigen Bau entwarf und ausführte«. Und auch den »unvollendeten, mächtigen Bau in Köln« zählte Tieck zu den »hellsten Sternen« der gotischen Baukunst, »zu diesen Gebäuden, die vielleicht allein den Deutschen angehören, den Namen des

Volkes unsterblich machen müssen«. Gleichzeitig hatte Boisserée die kunsttheoretischen Schriften Goethes und der Brüder Schlegel noch einmal mit neuer Aufmerksamkeit gelesen. Er verstand sich jetzt als Student, er wollte auch in der Kunst dazu lernen.

Paris war für ihn Pilgerfahrt und Bildungsreise zugleich. Die Familie erfuhr nichts von dem dreiwöchigen Abstecher, den die Drei als »Jugendstreich« interpretierten. In Düsseldorf besorgten sie sich bei einem der Kreditinstitute, die das Handelshaus Boisserée kannten, Geld, und dann ging es statt nach Jena los: über Aachen und Brüssel nach Paris. Am 20. September kamen sie an. Die »ungeheure« Stadt machte großen Eindruck. Eifrig arbeiteten sie das ganze Programm ab, das man von Parisreisenden damals erwartete: »... die großen Paraden des Ersten Consuls im Hof der Tuileries, die Spuren der Revolution mit ihren schwarzen Inschriften: »Liberté, Egalité ou la mort: die Gärten, die Boulevards, die Theater, Bibliotheken und Kunstsammlungen, die Schlösser« usw. Auch Schlegel hatten sie ihre Aufwartung gemacht und waren von ihm und Dorothea Veit »wohlwollend« empfangen worden. Damit war die Zeit herumgeflogen, und es war wirklich nicht mehr als eine Bildungsreise gewesen.

Dann passierte etwas, das Boisserée in seinen Aufzeichnungen mit dem Sprichwort »Der Mensch denkt und Gott lenkt« umschrieben hat. Boisserée wurde krank, das Hautleiden brach aus, an Reisen war nicht zu denken. Jetzt kam das eigentliche Motiv der Reise wieder zum Vorschein. Schlegel fiel ihnen ein, und dass in seiner großen Wohnung noch einige Zimmer leer standen. Sie »fassten das Vertrauen«, Schlegel den Vorschlag zu machen, den Winter über bei ihm zu wohnen und seine Vorlesungen über Literatur zu hören. Alles »hart in Gold vorausbezahlt«, wie Helmine von Chézy, die als Auslandskorrespondentin der Cottaschen *Allgemeinen Zeitung* bei den Schlegels lebte, mitteilt. Sie war es auch, die die beiden Besuche der Kölner

in ihren »Denkwürdigkeiten« beschrieben hat. Beim ersten Mal hatte der Portier »drei Herren« hereingeführt, »ganz weiß gepudert mit Taubenflügeln und Zöpfen, in Fracks, seidenen Strümpfen und Schuhen mit goldenen Schnallen. Ihre Haltung war steif ...« Es waren, wie sie gleich sah, Besucher aus der tiefsten Provinz, die noch nicht verstanden hatten, dass die Kleidung des »ancien régime« in der nachrevolutionären Stadt verpönt war. Aber beim nächsten Mal waren sie in Paris »angekommen«, sie kamen »mit Titusköpfen, in Kleidern von modernsten Schnitt«.

Auch für Schlegel war die Begegnung mit den Boissérées und Bertram ein Wink des Schicksals. Seine Lage in Paris war ziemlich bedrückend. Er hatte seine ganzen Hoffnungen auf den Umzug in diese Stadt gesetzt, die für ihn die europäische Kulturstadt schlechthin war oder es mit seiner Hilfe werden sollte. In Paris wollte er seine deutschen Vorlesungen über Literatur und Philosophie international bekannt machen. Deutschland hatte er hinter sich gelassen. Der Jenaer Kreis der Frühromantiker mit seinem Bruder August Wilhelm Schlegel, dessen Frau Caroline, Novalis, Tieck, Schelling und ihm selbst und Dorothea Veit war auseinandergebrochen. 1799 hatte Caroline ihren Mann und die gemeinsame Wohnung verlassen und sich für Schelling entschieden, August Wilhelm ging nach Berlin. Friedrich hatte nach seiner Habilitation versucht, sich als Professor an der Universität Jena neben Schelling zu behaupten. Es war ihm nicht gelungen. Paris erschien ihm jetzt als Stadt der Verheißung. Dort angekommen, musste er jedoch feststellen, dass man nicht auf ihn gewartet hatte. Alle seine Versuche, eine stabile Existenz zu gründen, schlugen fehl. So konzentrierte er sich auf seine Arbeiten über die europäische Malerei und das Studium des Persischen und Sanskrit. Aber es fehlte an Geld. Dorothea erhielt zwar Zahlungen von ihrem geschiedenen Mann für den 10-jährigen Sohn Philipp, der bei ihr lebte, doch das reichte nicht für alle. Und so entschloss sie sich, eine Pension zu

eröffnen und Gäste aufzunehmen. Dass die Kölner zusätzlich auch für die Vorlesungen Schlegels gut bezahlten, war eine unerwartete finanzielle Erleichterung und eine Anerkennung dazu.

Die Stimmung war also gut in der Pariser Wohnung. Boisserée musste sich in der ersten Zeit schonen und wurde von Dorothea und einem deutschen Arzt aufmerksam versorgt. So nah bei Friedrich Schlegel zu sein, belebte die Gäste, und sie selber brachten mit ihrem Lerneifer Schlegel in Laune. Er war heiter in der Tischrunde, an der auch Helmine von Chézy teilnahm, die als einzige Kontakt zur Pariser Gesellschaft hatte und Anekdoten zu erzählen wusste, die Schlegel witzig kommentierte. Sonst blieb man, mit Ausnahme einiger deutscher Besucher, unter sich. Im Winter nahm die Unruhe in der Stadt wieder zu. Gerüchte von einer »großen Verschwörung« und »Verhaftungen« gingen um, die Barrieren in den Straßen blieben geschlossen, Napoleon, der »mächtige Herrscher«, erschien in der Öffentlichkeit mit »seinem finsternen Blick«. Man blieb an liebsten zu Hause, um wenigstens dort die Reste der Freiheit genießen zu können. Endlich konnte Boisserée studieren, und das auf exklusivste Weise. Schlegel hielt seine Vorlesungen über die europäische Literatur von den Griechen bis zur Gegenwart im kleinsten Kreis: nur für die drei Kölner und später auch Helmina von Chézy. Sie nahmen teil an einem »Kolleg«, das Ernst Behler, der Biograph Schlegels und Herausgeber seines Werks, die »bislang größte literaturwissenschaftliche Leistung in Deutschland« genannt hat, eine grundlegende Einführung in das neue romantische Denken, das die europäische Literatur »als Einheit, als progressive Universalpoesie« verstand. Es war ein Glück, dass die Drei wirklich lernen wollten, sie schrieben genau auf, was der Meister sagte. Auf ihren Mit- oder Abschriften beruhen bis heute alle Editionen dieser Vorlesungen.

In den Gesprächen mit Schlegel intensivierte sich auch wieder das Interesse für die Kunst, das die Kölner nach Paris geführt hatte. Schlegel steckte damals mitten im Entwurf seiner romantischen Kunsttheorie, die er bei seinen Studien alter Gemälde im Louvre entwickelte. Vor seiner Abreise nach Paris hatte er lange Gespräche zu dem Thema mit Tieck geführt. Sie waren gemeinsam in die Dresdner Galerie gegangen, und diesmal war die Begeisterung für die christliche Malerei des Mittelalters auf ihn übergelungen. Offen bekennt er in Paris sein »Vorurteil«: »Ich habe durchaus nur Sinn für die alte Malerei, nur diese verstehe ich und begreife ich, und nur über diese kann ich reden«. Und das tat er vehement in seinen Gemäldebeschreibungen in der »Europa«. Wie Tiecks *Sternbald* bewundert er die Bilder von Jan van Eyck und Dürer. Er lobt die Madonnengesichter van Eycks, »wo Demütigkeit so schön mit Göttlichkeit verbunden ist«, und bei Dürers Kreuzigungsbild den »Ausdruck der Schmerzen«, der »unwiderstehlich rührend« ist, »eben weil er so gar nicht übertrieben ist«. Mit wenigen, immer wiederkehrenden Adjektiven und Formeln schafft er Kriterien zur Beurteilung der religiösen Kunst, gibt ihr die romantische Aura und damit eine neue Aktualität. Einfachheit, Genauigkeit, Reinheit der Farben und Formen, strengste Objektivität bei der Darstellung des Individuellen werden für ihn zu Charakteristika der wiederentdeckten Kunst. Es sind u.a. die Tugenden der »alten« Deutschen, nach denen sich die Romantiker in Zeiten der politischen Unterdrückung sehnen. Großzügig konstruiert Schlegel eine »altdeutsche Schule«, zu denen er auch die Niederländer van Eyck und »Hemmerlink« (Hans Memling) zählt. Denn bisher sind ihm zu wenige deutsche Gemälde dieser Epoche begegnet. Die Anziehung, die Schlegels Kunsttheorie auf seine Zeitgenossen ausüben sollte, lässt sich an der Reaktion der Brüder Boisserée und Bertrams ablesen. Jetzt erst gingen sie »sehr eifrig« in den Louvre und sahen sich die

»Bildwerke der Alten« an. Sie prüften Schlegels Theorie vor Ort und machten sich seine Kriterien zu Eigen. Später wurden sie zu Kriterien ihrer Sammlertätigkeit.

Aber sie waren nicht nur Schüler. Sie selber hatten auch etwas mitzuteilen, und Schlegel war offen dafür. Da hatte das Vorbild Tiecks offenbar nichts bewirkt. Die Bewunderung für die gotische Architektur im *Sternbald* war Schlegel entgangen, für Notre-Dame in Paris hatte er keinen Blick. Wahrscheinlich war der Einfluss Schellings stärker gewesen. Der hatte 1802 während seiner Vorbereitung zur Philosophie der Kunst an August Wilhelm Schlegel geschrieben: »Die gotische Baukunst zeigt die rohe Natur, die noch unbearbeitet ist, den seiner Zweige und Blätter unberaubten Baum, daher das Missverhältnis der Basis zu der Krone, die unendlich vielen Verzweigungen, das Wildverwachsene in Kreuzgängen, Gewölben und so weiter«. Gotik war für Schelling eine noch nicht ganz Mensch gewordene Architektur. Die Kölner fühlten sich herausgefordert, bei Schlegel für Aufklärung zu sorgen. Sie wussten, was sie von der Gotik zu halten hatten. Sulpiz hatte Georg Forsters *Ansichten vom Niederrhein* gelesen und seinen eigenen elementaren Eindruck vom Kölner Dom bestätigt gefunden. Für Forster gehörte der Dom zu den »Meisterwerken«, vor denen der »Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde« stürzt. Er hatte die »Pracht des himmeln sich wölbenden Chors« gepriesen, seine »majestätische Einfalt«. Und die »Gruppe schlanker Säulen«, die »in ungeheurer Länge« stehen »wie die Bäume eines uralten Forstes«. Mit Forsters Buch war Boisserée durch die Niederlande gereist und hatte die »herrlichen Denkmale mittelalterlicher Baukunst in Löwen, Mecheln, Brüssel und Antwerpen« entdeckt. Für die Gotik musste Schlegel gewonnen werden. Sie führten ihn zu Notre-Dame, und es konnte nicht anders sein: Schlegel war tief beeindruckt.

Die Kölner Freunde legten nach. Sie versprachen Schlegel noch »einen weit höheren Genuss von den vielen alten Baudenkmalen in den Niederlanden, in Köln und überhaupt am Rhein«. Bertram fügte seine lebendigen Schilderungen von den »alten Einrichtungen und Gebräuchen« in den rheinischen Reichsstädten, Klöstern und Kirchen hinzu. Schließlich passten alle Wünsche zusammen: Schlegel wollte die alten Baudenkmalen und Bräuche am Rhein kennenlernen, und die Drei hofften, ihn auf diese Weise nach Köln zu holen, um ihre privaten Studien bei ihm fortsetzen zu können. Als sich für Schlegel die Möglichkeit einer Anstellung an der Kölner Zentralschule bot, verbunden mit der vagen Aussicht auf eine teilweise Wiederherstellung der Kölner Universität, entschloss er sich, mit nach Köln zu kommen.

Die Rückreise Ende April 1804 hatte Sulpiz geplant. Sie wurde zu einer Exkursion mit den Leitthemen »Gotik« und »niederländische Malerei«. Stationen waren u.a. St. Denis, Cambrais, Brüssel, Löwen. Überall waren gotische Dome, Kirchen oder Rathäuser zu besichtigen. Hier fand Schlegel das Material für seinen Aufsatz über die gotischen Baudenkmalen in den *Briefen auf einer Reise durch die Niederlande, die Rheingegend, die Schweiz und einen Teil von Frankreich*, die 1805 im *Poetischen Taschenbuch für das Jahr 1806* erschienen. Sein Urteil ist gespalten. Wie bei der alten Malerei bekennt er seine Subjektivität: »Ich habe eine große Vorliebe für die gotische Baukunst«. Er betrachtet sie mit »wiederholtem Nachdenken«, erkennt, gegen Schelling, die »unergründliche Künstlichkeit der Ausarbeitung«, verbunden mit dem »Ungeheuren des Ganzen«, den »nach dem Höchsten, wie in das Kleinste hinstrebenden menschlichen Sinn«. Aber im Einzelnen ist er ernüchert. Überall sieht er »das nicht Vollendete oder Zerstörte«. Schon an Notre Dame hatte ihn die Modernisierung im Inneren enttäuscht. Wie in Paris waren auch in den Niederlanden die Skulpturen in der Revolution abgerissen

und »herabgeworfen« worden. In St. Denis ist das Münster eine Ruine, in Cambrais steht nur noch der gotische Turm, die Kathedrale wurde als »Nationalgut« verkauft. Die »herrlichen Denkmale«, die Boisserée ihm versprochen hatte, kann er nur noch in Resten erkennen. Nur die Rathäuser in Brüssel und Cambrais zeigten ihm, was Gotik sein konnte.

Anders war es in der Malerei. Als Schlegel in Brüssel den 7. Saal des Museums betritt, findet er nicht nur van Eyck, Schoreel, Hemskerk und andere bekannte Maler, sondern auch unbekannte Meister, z.T. aus noch früherer Zeit. In Paris war er noch zu dem Schluss gekommen, die »alte Kunst« sei eine »Ruine vergangener Zeit«. Jetzt muss er sich korrigieren. Er gewinnt einen »ganz neuen, viel höheren Begriff von dem Reichtum und dem Charakter« der niederländischen Malerei, und er ist ehrlich genug, zuzugeben, dass er sich in Brüssel wie »auf einem weiten, unbekanntem Meere« fühlt. Die Sammlung ist historisch noch nicht geordnet, und er kann im Überangebot der Bilder nur wenige historische Anhaltspunkte ausmachen. Ein unermessliches Feld von neuen Erkenntnissen scheint sich vor ihm aufzutun. Mit dieser Ahnung kommt er nach Köln.

Der Schatz im Trödel 1804 - 1808

Für die Boisserées und Bertram war es ein Gewinn, Schlegel nach Köln geholt zu haben. Vor der Reise nach Paris hatten sie von der Universität Jena geträumt, an der sie anschließend studieren wollten. Aber die bayrische Regierung hatte inzwischen die interessantesten Professoren, unter ihnen Schelling und Niethammer, nach Würzburg und Erlangen berufen. Außerdem drohte ein neuer Krieg, und es schien klüger, den in Köln abzuwarten. Als Studenten Schlegels konnten sie ohnehin ihre Zeit am besten nutzen.

Was noch wichtiger war: Schlegel entdeckte die Stadt, vor deren Langeweile sie geflohen waren, neu. Er sah Köln mit romantischen Augen. Die große Stadt war zerfallen, aber genau das machte ihren Reiz aus. Denn nur deshalb gab es hier so viele »interessante Erinnerungen und Merkwürdigkeiten«, so viele »Altertümer«. Noch nie hatte er so viele schöne alte Kirchen zusammen gesehen. Sie schienen ihm ein fast vollständiger Abriss der gotischen Baukunst zu sein, in die er auch die romanische Architektur, für die es noch keinen verbindlichen Namen gab, einreichte. Höhepunkt aber war der Kölner Dom. Fast gehen Schlegel bei der Beschreibung dieses »Wunderwerks der Kunst« die Worte aus. Umso mehr setzt er, der scharfsichtige Beobachter, die Wahrnehmung der Nähe ein. Bei aller Bewunderung für das »erhabene Bruchstück« des Chors beschreibt er genau die »gotischen Säulen« als »ein Geflechte vieler zusammengebundener schlanker Röhren ... mit nur wenig durch zwei nicht sehr merkliche Vorsprünge angedeutetem Fuß, hoch aufschießendem Schaft und einfachem, bald aus Weinreben, bald aus anderem einheimischem Laubwerk verschiedenartig gebildetem

Knauf in der Höhe, wo sie einen spitzigen und mannigfach gebrochenen Bogen bilden«. Er erfasst die »Schönheit der Verhältnisse, die Einfach, das Ebenmaß bei der Zierlichkeit, die Leichtigkeit der Größe«. Zum ersten Mal kann er beim Anblick des Kölner Domchors sagen: »Die gotische Baukunst hat eine Bedeutung, und zwar die höchste«. Denn sie kann, was selbst der Malerei nur mit »entfernten Andeutungen« gelingt, »das Unendliche gleichsam unmittelbar darstellen und vergegenwärtigen durch die bloße Nachbildung der Naturfülle«. Damit wird die Gotik zum exemplarischen Baustil romantischen Denkens. Sie drückt für Schlegel die ins Unendliche ausgeweitete neue Kunstvorstellung am sichtbarsten aus.

Für Sulpiz Boisserée muss diese Erkenntnis, die er vorher nur als Gefühl kannte, faszinierend gewesen sein. Ihre Wirkung entfaltete sie jedoch erst später. Andere Ereignisse drängten sich zunächst in den Vordergrund. Köln hatte sich während ihrer Abwesenheit verändert. Die Säkularisation von 1802 hatte im Winter 1803/1804 die jahrhundertlang in Kirchen, Klöstern und Stiften verborgenen Kirchenschätze an die Öffentlichkeit gebracht. Das Geschäft mit der alten Kunst blühte, vieles verkam aber auch zum Strandgut, und »heilige« Bilder konnte man manchmal buchstäblich auf der Straße finden. Als die Freunde eines Tages, nur wenige Monate nach ihrer Heimkehr, mit Schlegel über den Neumarkt spazierten, begegnete ihnen ein Trödler, auf dessen »Tragbahre« unter »allerlei Geräte« ein »heiliges Bild« lag, »auf dem die goldenen Scheine der Heiligen leuchteten«. Es stellte sich heraus, dass das Bild den kreuztragenden Christus mit den weinenden Frauen und der heiligen Veronika darstellte. Die 4 Kenner sahen es sich genau an und kamen zu dem Urteil, dass es »nicht ohne Vorzüge« sei. Boisserée, der das Gemälde zuerst entdeckt hatte, erfuhr, dass der Eigentümer in der Nähe wohnte, und es gelang ihm sein erster Kunstkauf. Der Besitzer wusste ohnehin nichts mit dem großen Bild anzufangen und war

froh, es zum geforderten Preis loszuwerden. Die Schwierigkeiten begannen erst jetzt. So ein großes »bestaubtes Altertum« ins elterliche Haus zu bringen, war peinlich. Um »Aufsehen« und »Spottreden« zu vermeiden, versuchten sie den Transport durch die Hintertür. Dabei erwischte sie die Großmutter. Statt zu tadeln, betrachtete sie das Gemälde eine Zeitlang und sagte dann den erlösenden Satz zu Sulpiz: »Da hast du ein bewegliches (bewegendes) Bild gekauft, da hast du wohl daran getan«. »Es war der Segensspruch zu dem Anfang einer folgenreichen Zukunft«, notiert Boisserée dazu in seinem Tagebuch. Dieser Satz hatte Gewicht. Boisserée war dabei, seine Zukunftspläne wieder zu ändern. Ohne die Zustimmung der Großmutter ging das nicht. Denn von jetzt ab verstand er sich – wie anschließend auch Melchior und Bertram – immer mehr als Sammler und vor allem auch Retter der alten christlichen Malerei.

In Köln gab es keine Museen wie in Paris und Brüssel, wohl aber einige Privatsammlungen von Bedeutung. Zwei davon interessierten Schlegel besonders: die des Kaufmanns Jakob Johann Nepomuk Lyversberg und die des Kanonikus und ehemaligen Rektors der Universität Köln Ferdinand Franz Wallraf. Hier fand Schlegel, was er suchte: altdeutsche Malerei, und das in einem Ausmaß und z.T. von einer Qualität, die ihn erstaunten. Noch im Jahr seiner Ankunft, 1804, hat er darüber im *Dritten Nachtrag alter Gemälde* berichtet. Köln hat er darin ein eigenes Kapitel gewidmet. Vor allem die Wallrafsche Sammlung hatte es ihm angetan. Sie kam mit ihren zahlreichen Beispielen Kölner Malerei seinen eigenen Vorstellungen entgegen, im Lokalen eine jahrhundertlange Kunsttradition nachzuweisen. Die Idee war bestechend, aber Wallrafs Versuch, »eine vollständige Suite der Kölnischen Schule aufzustellen«, fehlte jede Ordnung. Weshalb sich Schlegel auf die Vorstellung eines einzigen Bildes beschränkte, das allerdings war für ihn »die Krone von allen«: *die Anbetung der Heiligen Drei Könige* von

Stefan Lochner. Das Gemälde gehörte nicht zu Wallrafs Sammlung. Er war es aber, der es vor dem Zugriff der Franzosen gerettet und aus der Rathauskapelle in ein, wie Boisserée es ausdrückt, »abgeschlossenes Gewölbe« gebracht hatte. Inzwischen stand es in einem der Rathaussäle.

Selten ist Schlegel so ins Schwärmen geraten wie bei der Beschreibung dieses Altarbildes. Er lobt den »wunderbaren Fleiß der Ausführung ... die strahlende Farbenpracht ... die Blüte der Anmut, die diesem beglückten Meister erschienen ist«. Der hat, wie Schlegel schreibt, »das Auge der Schönheit gesehen«, »einzig« unter den Deutschen wie Raffael unter den Italienern. Sein Bild erscheint ihm wie die Vereinigung aller Vorzüge der niederländischen, oberdeutschen und Kölner Malerschule, ja, in ihm liege »die ganze Kunst beschlossen«. Lochners Name war damals noch unbekannt wie – bis heute – die Namen aller übrigen Meister der alten Kölner Malerei.

Die ungewöhnliche Bewertung des Rathausbildes war für Schlegels Schüler eine Sensation. Plötzlich waren sie im Zentrum der alten Kunst, und das in ihrer Heimatstadt Köln! Zusammen mit Schlegel konnten sie »die Herrlichkeit und Eigentümlichkeit des ganz ausgezeichneten Bildes nicht genug bewundern«. Auch bei Lyversberg und Wallraf sahen sie die frisch erworbenen Gemälde, darunter einige »sehr bedeutende«. Die Fantasie trieb sie, zu suchen, »was noch im Dunkel und in der Vergangenheit begraben sein könnte«. In dieser Stimmung machten sie die Entdeckung am Neumarkt, und von jetzt ab brach bei ihnen ein wahres Sammel- und Rettungsfieber aus. Auch das schmutzigste, in Jahrhunderten verdunkelte Bild war es ihnen wert, gesäubert zu werden. Und das Finderglück war besonders groß, wenn sie »dann unter der reinigenden Hand des Restaurators irgendeinen Kopf oder ein Stück eines schönen, blauen, roten oder grünen Gewandes« oder »einen Kräuterboden mit Erdbeerblüten und -früchten, mit Veilchen